

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932**

302 (24.12.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 52

# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 302

Nr. 52

Samstag, den 24. Dezember

1932

## Der Weihnachtsgedanke bei Goethe

Von Dr. Willi Weils

Wenn auch Goethe der tiefste Inhalt des Weihnachtsmysteriums fremd blieb, so konnte er sich dennoch nicht der eindrucksvollen Poesie, mit der die Jahrhunderte die Geburt des Herrn verkärt haben, entziehen. So wird für ihn der Weihnachtsgedanke ein bedeutungsvolles dichterisches Motiv, das er in seinem dichterischen Werk vielfach auswertet.

Für den Knaben Goethe war Weihnachten wie für jeden Knaben das Fest seligster Erwartung. Sowohl in „Dichtung und Wahrheit“ als auch in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ erzählt uns der Dichter von dem Weihnachtsfeste 1753, als die Großmutter ihm das heute noch erhaltene Puppentheater schenkte: „An einem Weihnachtsabend jedoch setzte sie allen ihren Wohltaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellte, ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüter mit Gewalt an sich; besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große, dauernde Wirkung nachklang.“ Wir wissen, welch große Bedeutung dieses Geschenk für den künftigen Dichter hatte, der hier zum ersten Male die Welt des Theaters und der dramatischen Dichtung lebendig vor Augen hatte. Eingehend zeigt uns die Darstellung in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und in „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“, wie liebevoll sich der Knabe mit dem Theater beschäftigte und wie er auf seiner kleinen Bühne auch schon ein Spiel vom Doktor Faust seinen begeisterten jugendlichen Zuschauern vorführte.

Weihnachtlicher Hintergrund weist eines der **Friederike-Lieder** auf. Von Anfang Oktober 1770 bis Anfang August 1771 zogen sich die Besuche Goethes in Selenheim hin. Daß er Weihnachten 1770 bei Friederike weilte, bezeugt das Gedicht:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,  
Vergebens sperret uns der Winter  
In unsrer warmen Stuben ein.  
Wir wollen uns zum Feuer setzen  
Und tausendfältig uns ergeben,  
Uns lieben wie die Engeln ein.

In das tragische Ende Werthers verwebt Goethe den Stimmungsgehalt des Weihnachtsfestes. Drei Tage vor Weihnachten, am Vortage seines Todes, steht der zum Tode Geweihte inmitten der frühlichen Geschwister Lotens, die — im schärfften Gegensatz zu der Todesstimmung Werthers — jubelnd auf das Weihnachtsfest warten.

Der Aufenthalt in Italien brachte Goethe in enge Verbindung zu katholischen Kirchenfesten, von deren eindrucksvoller Pracht er der Fürstin Gallizin in Münster 1792 viel zu erzählen weiß. Am Weihnachtsfeste 1786 wohnte er in der Peterskirche dem Hochamte bei, das der Papst Pius VI. mit großer Assistenz feierte, „ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig genug“. In Neapel sieht dann Goethe mit großem Interesse die Krippen, „eigentlich die Anbetung der Hir-

ten, Engel und Könige vorstellend, mehr oder weniger vollständig, reich und kostbar zusammengruppiert. Die Mutter Gottes, das Kind und sämtliche Umstehenden und Umschwebenden, kostbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet“. Nach und nach hat man dann auch lebende Personen in diesen Rahmen eingefügt, bis dann schließlich vollständige lebende Gruppen zustande kamen. So ließ Lord Hamilton in Neapel seine schöne Gattin antike und neuere Gemälde darstellen.

Sicherlich unter dem Eindruck dieser Krippendarstellungen in Neapel hat Goethe in späteren Dichtungen ähnliche lebende Bilder geschildert. So läßt er in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ das seltsame Kind Mignon als Christengel auftreten: „Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen“, so erzählt Natalie, „aus dem Munde der Bauernfinder gar manches von Engeln, vom knechtischen Kuppelrecht, vom heiligen Christ vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken, unmartige bestrafen sollten.“ Zu dieser Rolle wird nun Mignon bestimmt: „Ich hatte mir Mignon zu dieser Rolle ausgesucht, und sie ward an dem bestimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Brust und an einem gleichen Diadem in den Haaren.“ Im Schmucke goldener Flügel, mit einer Lilie in der Hand, trat dann die wunderbare Erscheinung in die Mitte der Mädchen.

Auch in den „**Wahlverwandtschaften**“ spielen lebende Gruppen eine besondere Rolle. Zum Weihnachtsfeste stellt der junge Architekt (hinter dem sich der Kasseler Architekt Engelhardt verbirgt) ein Krippenbild nach neapolitanischer Art: „Es wurde ihm auf einmal klar, daß eigentlich jene Gemäldearbeiten durch runde Figuren von dem sogenannten Präsepe ausgegangen, von der frommen Vorstellung, die man in dieser heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie sie in ihrer scheinbaren Niedrigkeit erst von Hirten, bald darauf von Königen verehrt werden.“ In diesem Sinne stellt der Architekt das Bild: „Der ganze Raum war eher nacheinander als dämmernd, und doch nicht unendlich in einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künstler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beschatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugeleitet wurde. Große Mädchen und Knaben standen umher, die frischen Gesichter scharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdundelt, deren ätherischer Leib vor dem göttlich-menschlichen verdichtet und lichtbedürftig war. Glücklicherweise war das Kind in der anmutigsten Stellung eingeschlafen, so daß nichts die Betrachtung störte, wenn der Blick auf der scheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmut einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren.“

Als lyrisches Motiv kehrt der Weihnachtsgedanke in verschiedenen Gedichten wieder. So widmet Goethe Charlotte von Stein, die am Weihnachtstage geboren war — wie auch sein Sohn August — zum 25. Dezember 1815 freundliche Verse:

Daß du zugleich mit dem heiligen Christ  
An diesem Tag geboren bist,  
Dies gibt in tiefer Winterszeit  
Erwünschteste Gelegenheit,  
Mit einigem Zucker dich zu grüßen,  
Abwesenheit mir zu verjühen,  
Der ich, wie sonst, in Sonnenferne  
Im stillen Liebe, leide, lerne.

Zum Christfest 1807 sendet Goethe an Minna Herzlieb süße Gaben mit dem Gedicht „Christengeschenk“, in dem er die Süßigkeit der Gaben vergleicht mit dem Süßen, „das vom Innern zum Innern spricht, genießbar in der Ferne“:

Mein süßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden  
Gar mannigfaltig geformte Süßigkeiten,  
Die Früchte sind es heil'ger Weihnachtszeiten,  
Gedachte nur, den Kindern anzuspenden.

In dem prunkvollen Maskenzuge vom 18. Januar 1818 traten auch neben dem Monat Dezember als Mutter zwei Weihnachtskinder auf; ihr weihnachtliches Glück künden dann die Kinder:

Der Winter ist den Kindern hold,  
Die jüngsten sind's gewohnt.  
Ein Engel kommt, die Flügel Gold,  
Der guten Kindern lohnt.  
Sie sind geschickt, sie sind bereit  
Zu mancher Jahre Lauf;  
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit,  
Der Himmel tat sich auf.  
Sie kommen, bringen, groß wie mild,  
Ein einzig Weihnachtsfest!  
Auf Erden bleibet ihr sein Bild,  
Auch uns im Herzen fest.

Mit Goethe'schen Weihnachtsversen begrüßten den Großherzog seine Enkel anlässlich der Einweihung der Bürgerschule zu Weimar 1822.

Eine besondere Rolle spielen in Goethes Werk die **Drei Könige**. Wiederholt benutzt Goethe die Legende zu Vergleichen; z. B. in dem Gedicht an die „Drillingsschwestern in Köln“. In der geplanten Kantate zum Reformationsjubiläum 1817 war auch der Zug der Drei Könige vorgesehen; der dritte, Balthasar, sollte als wild aussehender erotischer Fürst unter Janitscharenmusik einziehen. Eingehend hat sich Goethe mit einer lateinischen Handschrift der Dreikönigslegende von Johann von Sildesheim beschäftigt. Durch Boisseree hatte Goethe Stephan Lochner's Kölner Dombild kennengelernt. Er stellt fest, daß durch die Überführung der Reliquien nach Köln die niederheinische Kunst ein neues, wertvolles Motiv erhalten habe. Besonders hebt er das Kölner Dombild hervor: „ein herrliches Dokument solcher Bemühungen, wo Liebhaber und Künstler patriotisch kunstverständnisvoll zusammengewirkt“. Goethe weist darauf hin, wie dieses Gemälde, noch die byzantinische Komposition beibehaltend, sich aber doch schon ganz für das Porträt erklärt. Er stellt den ihm mit Namen unbekanntem Maler Johann van Eyck gegenüber und benutzt das Gemälde, „das Unbegreifliche der Eyd'schen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen dieser vorzügliche Mann gehabt“. — „Das Dom-

## Berlin — München

Kleine Skizzen

Von Fritz Schöber, Heilbronn

Zu Gerhart Hauptmanns 70. Geburtstag „Mose Bern“ in den Kammertheatern. „Gabriel Schillings Flucht“ im Staatlichen Schauspielhaus. In „Mose Bern“, der neue Berliner Bühnenstar, die Wiener Künstlerin Paula Wessely. Wir schämen es, als sei Elise Lehmann wieder jung geworden. Besonders im ersten Akt wird man ganz verblüffend an diese große Darstellerin erinnert. Die Truppe ist inzwischen mit diesem Drama auf die Reise gegangen. „Gabriel Schillings Flucht“ wurde ziemlich rasch wieder vom Spielplan abgesetzt. Kein Wunder! Selbst Werner Krauß und Elisabeth Bergner konnten diesem Stück kein dauerndes Leben einhauchen. Man spürte es auch, wie weder Krauß noch Frau Bergner bei diesen unglücklichen Rollen in ihrem Element waren. Ich entschummerte im letzten Akt, als das Drama auf seinem Höhepunkt angelangt sein sollte!

In der Staatsoper die „Eugenotten“ neu einstudiert. Die Verwandlungen des ersten Aktes sollten sich freilich nicht im hellen Licht vollziehen. Es wirkt belästigend, die Reinwandmauern flattern zu sehen. Auch die große, eindrucksvolle Szene des Nachhohers ist etwas zu katholisch angestrichen. Ein Bischof vor dem Altar ist ganz unnötig. Auch Weisbrauch kann man entbehren. Noch im folgenden Akt zieht der Wohlgeruch durch das Haus, beteiligt sich also auch an der Szene, in der er nichts mehr zu suchen hat. Weniger wäre also mehr. Dafür entschädigt der wunderbare Garten der Königin.

Alle Vorstellungen waren gut besucht. In einem ersten und bekannten Berliner Hotel, wo man sehr gut ist, fand man

neuerdings zu Mittag kaum Platz. Das war vor einigen Wochen noch ganz anders. Ich weiß nicht, wo die Leute auf einmal herkommen. Ziemlich viele Ausländer. Sogar der schwedische Prinz Gustav Adolf mit seiner jungen Gattin, der kürzlich in Koburg heiratete, einfach und schlicht, unter den Gästen des Hotels.

In Norden Berlins aber Hungerdemonstrationen. Auf der Straße der Bettel. Fast noch stärker als unmittelbar nach dem verlorenen Krieg. Man kann sich wirklich kaum retten. Keine Tages- und Nachtzeit, wo man nicht angebetelt wird.

In den Geschäften merkt man deutlich die Not dieser Zeit. Überall ist die Ware mit den Preisen herausgestellt. Billig ist Trumpf. Die Qualität deutscher Ware kann in diesem Strudel vor die Hunde gehen. Viele Läden und Etagen sind leer. Wer Berlin durch lange Jahre kennt, sieht die Falten, welche die Zeit in das Geschäftsleben dieser Stadt gezogen hat, nur zu deutlich.

In der Oper zeigt sich das Publikum in ziemlich einfacher Kleidung. Für das Abonnement gibt es allerdings auch ziemlich billige Plätze. Eine Dame fällt in aufreizendem Decolleté ziemlich auf. Der Hüden frei bis zu dem Punkt, wo das Rückgrat aufhört einen anständigen Namen zu führen. Vorn schämen mir der Nabel ungefähr als Grenze gedacht gewesen zu sein. Die Berliner, die allerhand gewöhnt sind, äugten doch etwas erstaunt.

Genau wie die Politik, so ist heute das Wirtschaftslieben voll Zerrissenheit und unter stärkstem Druck. So sucht unser-eins den Ausgleich in der Sprache der Religion, der Musik, der Kunst. On ne se répent jamais avoir peu mangé! Bei Aschinger ein Paar heiße Würstchen mit Salat 25 Pf. Bedürfnissen unbegrenzt und ohne Beschränkung. Das ist völlig aus-

reichend. Dann belastet die Ausgabe für einen Theaterplatz den Geldbeutel gar nicht sehr.

Eine Stunde zur Ablenkung ins Kaiser-Friedrich-Museum. In kurzem Gespräch verrät mir der sympathische Chauffeur des Taxi, daß er die Bibel in der Tasche hätte, um sich zu stärken, wenn Geschäft und Publikum es gar zu schlimm mit ihm trieben. Ein Berliner Chauffeur mit der Heiligen Schrift! Wir verstanden uns. — Das Museum zeigt eine kleine Ausstellung von Werken des Regensburger Malers **Albrecht Altdorfer**. 1480—1538. Wenige Werke, aber in vorzüglicher Auswahl. Präzise, fleißige, sichere Federzeichnungen. Eine herabende Phantasie bei dem Gemälde „Mühe auf der Flucht nach Ägypten“. Die Mutter Gottes an einem monumentalen Brunnen, an dem sich Engeln herumtummeln. Das Jesuskind beugt sich flach über die Brüstung zu diesen Engeln hin. Der heilige Joseph im Bauerngewand jener Zeit, der heiligen Maria Früchte reichend. Die Brunnensäule mit reichem Figurenschmuck. Im Hintergrund eine deutsche Burg und blaues Gebirg vor einem See. Man vergleiche den einfachen Titel. Die Unbekümmertheit, mit welcher der Meister diese Episode von Ägypten in eine derartig phantastische deutsche Landschaft hineingesetzt hat. Aber auch das Bild „Der Hoffart sitzt der Bettel auf der Schleppe“ ist eine erstaunliche, schwebeliche Phantasie. — Es zog mich ins angeschlossene Deutsche Museum, um die anderen alten Meister zu grüßen. Es ist dort eine Schutzmantel-Madonna von dem Schwaben Friedrich Schramm von 1480, die mich schon immer in ihren Bann gezogen hat. Sowohl der Gedanke wie seine künstlerische Gestaltung haben es mir angetan. **Glaube an Gott!** Vertrauen auf „Unsere Mutter und Fürsprecherin!“ Diese Darstellung menschlicher Kleinheit und Schutzbedürftigkeit, aber doch wieder die Gestaltung des Bildwerks durch den

hild war die Kasse genannt worden, um die sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht. Auch den herrlichen Dreikönigsschrein kannte Goethe. Die bekannteste, von feinstem Humor verklärte Verwendung des Dreikönigsmotives weist das Gedicht „Cyprianus“ auf, das die alte Sitte des Sternsingers schildert:

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,  
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern;  
Sie essen gern, sie trinken gern,  
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.

Das heiter gehaltene Gedicht wurde am Dreikönigsabend 1781 am Weimarer Hofe dargestellt. Schließlich erhebt der Dichter das Motiv der den Heiland suchenden Weisen zur Allgemeingültigkeit in den Versen:

Und so laßt von diesem Schalle  
Euch erheitern, viele, viele!  
Denn am Ende sind wir alle  
Pilgernd Könige zum Ziele.

## Die Mistel

Ihre eigenartige Lebensweise — Die Mistel in der Sage

Von W. Sigmund, Heidelberg

Der deutschen Sitte, am Weihnachtsfest den Lannbaum zu puzen, entspricht in England der weitverbreitete Brauch, in der Zeit der Sonnenwende das Zimmer mit einem Mistelstrauch zu schmücken. Doch hat seit zwei Jahrzehnten auch die Mistel ihren Einzug bei uns gehalten, und schon vor dem ersten Advent wurde in diesem Jahr wieder das Suchen und Abschneiden der Misteln zu einem Erwerbzweig.

Wenn mit beginnendem Winter die Laubbäume ihres gesamten Blattschmuckes beraubt sind, dann wird auf den Ästen ein sonderbares dichtes Gebilde in glänzendem Grün sichtbar: die Mistel. Viele halten diese wuchernden Mistelgebüsche für Krähennester. Bei genauer Betrachtung aber zeigt es sich, daß wir es hier nicht mit dürren Ästen, sondern mit saftreichen Zweigen zu tun haben, die sich mehrfach gabelig teilen. Die Wurzeln senkt diese Pflanze als Schmarotzer durch die harte Rinde in das Holz des Stammes und der Äste, die eigentlichen Saughaare in die Zellen und Gefäße des nahrungspendenden Baumes. Echte Schmarotzerpflanzen ermangeln des Blattgrüns und können daher nicht aus den Boden salzen, und der Kohlenäure der Luft organische Stoffe herstellen. Die Mistel aber entzieht dem Holzkörper des Baumes nur die Nährflüssigkeiten, die dieser mit seinen Wurzeln aufgenommen hat. In den Wäldern verarbeitet die Mistel diese Säfte selber, weshalb ihr nur der Name Salbichmarotzer zukommt.

Niemals tritt die Mistel als selbständiges Gewächs auf, immer nur auf Bäumen. Diese Lebensweise war den Alten schon ein Rätsel. Da sie scheinbar ohne Samen gezeugt ist, ohne Samen sich fortpflanzt und durch ihr immer grünendes Aussehen besondere Lebenskraft äußert, bildete sich ein ganzes Gerede von Sagen um sie. So konnte auch der Glaube entstehen, daß sie unmittelbar vom Himmel gefallen sei. Wir aber wissen, daß die männliche Pflanze Blüten mit Staubgefäßen, die weibliche einen Stempel mit sitzender, plumper Narbe hervorbringt, woraus sich eine weiße Beere bildet, die erst im Herbst oder Winter ihre Reife erlangt.

Diese elfenbeinfarbenen Früchte dienen vielen beerenfressenden Zug- und Strichvögeln zur Nahrung; auch eine Drosselart liebt die Beeren. Sie trägt davon den

Namen Mistelbrossel. Da der Fruchtstiel klebrig ist und die Samen nicht leicht abgehen, so pukt der Vogel gar fleißig seinen Schnabel an Ästen und Zweigen ab und bringt so die Samen an die Kinde. Diese beginnen zu keimen, Wurzeln zu schlagen, und eine Pflanze entspringt dem Samen auf einem fremden Baum, wo der Vogel die Mistelbeere verzehrt hat. Aus den klebrigen Beeren kocht man mit Öl und Terpentin einen Vogelleim, mit dem auch wohl einmal eine Drossel gefangen wird. Daher hatten die Alten das Sprichwort: Turdus ipse, sibi malum cacat — Die Drossel macht sich selbst ihr Unglück.

Das Geheimnis um das Entstehen und Leben der Pflanze räumte ihr in der Götterlehre der alten Völker eine hervorragende Stelle ein. Mit ihrem Gabelzweig öffnete Merkur, der Bote und Sprecher der Götter, die Pforten der Unterwelt, wenn er Lote in den Hades leitete. Auch Aeneas verschaffte sich mit dem „goldenen Reis“ Zutritt in die Unterwelt.

In der nordischen Mythologie versenkt Odin mit dem Zauberstabe Brunild und die ganze Natur in den Todesschlaf, bis der jugendliche Held Siegfried, die Frühlingssonne, kommt, den starren Eispanzer zerhackt und zerprengt und mit glühendem Strahlentusse die Schlafende wach küßt.

Aber auch Unheil kann die Mistel bringen. Balder, der lichte Gott, der einzige Sohn Friggas von Odin, ist der Liebling aller Götter und Wesen. Von allen läßt sich Frigga einen Eid schwören, ihrem geliebten Sohne kein Leid zuzufügen. Und der Eid wird geleistet. In frohem Kreise treibt dann das Volk der Götter allerlei Kurzweil; sie schießen mit Pfeilen auf Balder, werfen Speere nach ihm, doch nichts vermag den Göttern zu verleben. Oft aber, der Reider, hatte in Erfahrung gebracht, daß die Mistel östlich von Walhalla vergessen worden sei, den Eid zu leisten. Er entschlüpft, holt einen Zweig, schnitt daraus einen Pfeil und legt diesen auf des blinden Hödurs Bogen, diesen bestimmend, auch einmal zu schießen. Der Pfeil schwirrt davon und tötet Balder, den lichtesten der Götter.

Nur hier die Mistel zum Attribut des Todes und der winterlichen Erstarrung geworden, so wird sie bei den Kelten zum Sinnbild der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft. Auf stattlichem Wagen, von zwei weißen, bekränzten Stieren gezogen, die zum erstenmal das Joch tragen, fährt zu Jahresanfang der in schneeweige Gewänder gehüllte Druidenpriester zum heiligen Baum des Baldes. Mit goldener Sichel schneidet er die Mistel ab, segnet sie und verteilt die Zweige unter das Volk, auf daß sie allen Glück und Wohlfahrt bringen, die sie berühren.

Mit Mistelzweigen in den Händen beglückwünschten sich in Frankreich die Menschen am Neujahrsfeste. In England schmückt ein Mistelstrauch die Zimmerdecke. Der Hausherr führt am Christabend seine Gattin unter diesen wie mit weißen Fäden besetzten grünen Busch und wünscht Glück und Segen. Unter der Mistel darf in England selbst die sprödeste Schöne ohne nachteilige Folgen für sich selbst dem Jüngling den Fuß nicht verwehren; denn die Pflanze war in alten Zeiten der Liebesgöttin heilig.

Durch die Jahrhunderte haben sich die geheimnisvollen Vorstellungen über die Mistel erhalten. Mit einer Wunderselbte aus ihren Zweigen konnte man Schläfer sprengen, Diebe bannen und Krankheiten heilen. Im Volksmund kommt dem Mistelbusch die Bezeichnung „Hexenbesen“ zu, da seine Zweige feindliche Dämonen bannen. In Schwaben bindet der Bauerzmann einen Mistel-

zweig zur Christnacht um die Obstbäume, damit auch diesen alles Böse fern bleibe und reiches Obst siegen ihnen verliehen sei.

## Die Großen Meister der Musik

Herausgegeben von Dr. Ernst Widen, Professor an der Universität Köln unter Mitwirkung von Dr. Hans Eschmann-Köln, Dr. Karl Geiringer-Wien, Dr. Herbert Gerig-Berlin, Prof. Dr. Fritz Gysi-Zürich, Professor Dr. Robert Haas-Wien, Dr. Erwin Kroll-Königsberg, Prof. Dr. Josef Müller-Blattau-Königsberg, Privatdozent Dr. Rudolf Steglich-Erlangen, Prof. Dr. Fritz Stein-Kiel. Mit 800 Abbildungen im Text, 120 z. T. vierfarbigen Tafeln und circa 1500 Notenbeispielen in 60 Viefierungen zu je 1,80 M. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaeon m. b. H., Potsdam.

Mit den ersten sieben erschienenen Lieferungen kündigt sich eine Publikation an, die sich aus der heutigen Buchproduktion als bedeutungsvoll heraushebt, die Biographienreihe: „Die Großen Meister der Musik“. In Format und Ausstattung gleichen sie dem erfolgreichen „Handbuch der Musikwissenschaft“, das gerade seinem Abschluß entgegengeht und als größte und schönste Erscheinung auf diesem Gebiete die eine Seite unseres musikalischen Weltbildes umfaßt. Wenn der Verlag neben diese große Geschichte der musikalischen Zusammenhänge eine ebensolche Geschichte der großen Musiker-Persönlichkeiten stellt, so möchte man diesem Unternehmen von vornherein denselben Erfolg prophezeien; denn das Bedürfnis nach einer solchen modernen Folge von Musikerbiographien steht außer allem Zweifel. Wohl jeder, der heute Musik in Theorie und Praxis treibt und auch wohl jeder, der Musik mit Verständnis zu hören befreit ist, hat dieses Bedürfnis schon in höchstem Maße empfunden. Denn was sind bisher — außer populär geschriebenen Abhandlungen unterschiedlichen Ranges — die biographischen Orientierungsmittel über unsere großen Komponisten? Die großen wissenschaftlichen Materialsammlungen des 19. Jahrhunderts, die ausschließlich dem Verständnis des Fachwissenschaftlers zugänglich sind. Dienen gewiß verdienstvollen Werken in prägnanter und sonantierter Form die auf den Forschungs- und ergebnisreichen jungen Musikwissenschaft aufgebaute Darstellung von Werk und Schaffen der großen Musiker gegenüberzustellen, ist das Ziel dieser Sammlung. Nicht weniger wissenschaftlich, aber allgemeinverständlich soll das musikalische Genie bei seiner Arbeit belauscht werden, sollen Mensch und Werk in ihrer Eigengesetzlichkeit und zugleich in ihrer kulturellen Verbundenheit mit der Zeit gezeigt werden, soll sich anschaulich, klar und überzeugend das musikalische Schaffen des einzelnen herauskristallisieren. Wie bei allen Veröffentlichungen des Verlages wird auch hier die Vorbildung mit unübertrefflicher Sorgfalt gehandhabt. Einleitend und auf beste durch den Vorgesprochenen erklärend und belehrend fügt sich das reichhaltige, bisher meist unbekannte und seltene Bildmaterial, die vielen charakteristischen Notenbeispiele, Kostüm- und sonstigen Reproduktionen dem Texte ein. Der wichtigsten Forderung in unserer Zeit, ein solches Werk jedermann zugänglich zu machen, kommt der Verlag durch günstige, der Zeit entsprechende Anschaffungsbedingungen, durch die Ausgabe in billigen Lieferungen entgegen. Folgende Biographien sind zunächst in Aussicht genommen: Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Wagner, Verdi, Bruckner, Reger, Richard Strauss. Als Autoren zeichnen unsere beiden Kenner, die Herausgeberhaft hat wieder Prof. Dr. Ernst Widen-Köln übernommen. Als Prüfstelle für die außerordentliche Qualität der Sammlung dienen die beiden ersten Lieferungen. Zwei meisterhafte Musikerbiographien sind da im Entstehen: Joseph Haydn und Giuseppe Verdi. Dr. Karl Geiringer-Wien zeichnet zum Jahresanfang das Portrait des „größten Diesseitsmusikanten“ unter den Musikern, zunächst das Leben Haydns überaus anschaulich mit neuen Erkenntnissen und Wertungen. Schon jetzt kann man sagen, daß hier die lange erwartete moderne Haydn-Biographie entsteht. Dr. Herbert Gerig-Berlin behandelt den größten Meister der italienischen Oper, Verdi. Es scheint unglücklich, daß es bisher keine wissenschaftlich ernst zu nehmende Biographie Verdis in deutscher Sprache gibt. Um so größer das Verdienst Gerigs, in einem vortrefflich angelegten, auf ungewöhnlicher Sachkenntnis beruhenden Werke uns dieses musikalische Genie nahe zu bringen. Gerig zeichnet die Grundzüge seines Wesens und Schaffens, geht tief eingehend und einleuchtend mit dem unbekannten Verdi auseinander und bringt zugleich eine Fülle wertvoller Bemerkungen über die Oper des 19. Jahrhunderts in Italien. Das Werk wird eine wesentliche Bereicherung unserer musikbiographischen Literatur sein. — Da die Lieferungen der „Großen Meister der Musik“ in rascher Folge erscheinen sollen, darf man hoffen, daß durch diese Buchreihe weiten Kreisen unseres Volkes ein beträchtliches Stück musikalischer Kultur neue erschlossen wird. Dr. G. St.-r.

Menschen in dieser überzeugenden Kraft und Anmut. Das alles hält mich in Bewunderung und Andacht gerade vor diesem Bildwerk. Wo ich diesmal, aber auch sonst, das heilige Schilde nach der Herkunft eines Kunstwerkes fragte, das mich fesselte: Hier war es eine Gruppe heiliger Frauen unterm Kreuz aus Oberchwaben. Dort ein Heiliger vom Meister des Blaubeurer Altars. Ein heiliger Bischof eines schwäbischen Meisters. Der Laie wird also von der künstlerischen Kraft der Werke des Künstlers gleichen Stammes noch nach Jahrhunderten ganz besonders angezogen. Geheimnisvoll packten mich immer gerade die Werke schwäbischer Kunst. Also müssen sie doch eine Sprache reden, die durch das erzogene Auge dem Beschauer heute noch vertraut und anheimelnd klingt. In der Kapelle „Regina Pacis“ beim Subretta-Haus in St. Moritz fand ich das geliebte Thema der Schirmmantel-Madonna an einem Seitenaltar glücklich behandelt. Ich verstand sofort seine Sprache. Und der Schöpfer? Ein Schwabe. Bildhauer: Stärk aus Saulgau, jetzt in Nürnberg.

Wie ein erfrischender Trank rieselte es durch die vom Reden und Aufpassen ermüdeten Glieder. Ich danke es der Kraft, welche diese Bildwerke ausströmen. Die Zeit, die solche Meister schuf, muß groß gewesen sein. Ich empfinde es aber auch gerade an diesem Fluidum, wie der Glaube eben doch die Voraussetzung für derartige Leistungen auf dem Gebiete der Kunst gewesen ist.

München ruft. Ankunft an einem Samstagabend. Welche wohlthuende Stille und welche Weite gegenüber Berlin! Mitten in sonst stark belebter Straße ein Kästchen. Ich rede ihm gut zu, sich doch auf den Gehsteig zu begeben. Die erfolgreiche Zwiesprache dauert immerhin einige Minuten. Kein Wagen, der inzwischen die . . . Neuhäuserstraße passiert hätte. Das Kaufhaus Oberpollinger strahlt im Glanze der Weihnachtsbeleuchtung. Sonst ist Lichtklatte in den Münch-

ner Straßen gegenüber Berlin noch erfreulich zurückhaltend. Das ewiglichtlämpchen unter der Mutter Gottes an der Birkersdallerstraße kommt sogar zur Geltung, erst recht an der Residenz vor der Patronin Bayerns. Die stillen roten Lichter scheinen daran zu mahnen, über dem Diesseitigen das Jenseitige doch nicht zu vergessen. Auf den Gehsteigen geringer, ruhiger Verkehr. Ich komme aus dem Gewühl der Leipziger und Friedrichstraße in Berlin. Wie atmet man ruhig und frei in der bayerischen Hauptstadt. Keinerlei Bedrängung durch Bettler oder Straßenmädchen wie in Berlin.

Der Morgen des zweiten Abends brachte in der St. Michaelskirche ein Pontifikatamt, bei dem zum Vortrag kam: Messe für Soli, Chor, Orchester und Orgel, Opus 169 von Rheinberger.

„Iustus ut palma“ für Chor und Orchester von Haydn. Sopran solo von Mozart „Laudate Dominum“ mit Jagottolo, Chor, Streicher und Orgel.

Schade, daß ich der Predigt eines Missionars nicht mehr zuhören konnte, der von seiner Tätigkeit am oberen Nil in Afrika berichtete. Das feierliche Hochamt im Advent bedurfte der päpstlichen Genehmigung. Ähnlich wie in Dresden sitzen heute die katholischen Münchner während der hl. Messe. Ein paar Krankenschwestern nur, die bei der heiligen Handlung niederknien. Die Menge in den Seitengängen bleibt stehen.

Neu einstudiert „Mienzi“. Das Hoftheater ist gerappelt voll wie kürzlich in Berlin die „Eugenotten“. Wie geht das mit dem Jammer über die schlechten Zeiten zusammen? Ich entsinne mich recht gut, wie schlecht die Theater oft vor dem Krieg besucht waren. Knappertsbusch dirigiert, schon mit einem Beifallssturm empfangen. Auch Laßlo als Gast, der den „Mienzi“ singt, feiert Triumphe. So „narret“ die Münchner beim „Mienzi“ waren — ich meine in rauschenden und unermüdeten Beifallsbezeugungen — so „fad“ waren sie am andern Abend bei „Don Giovanni“ im Residenz-Theater mit der glänzenden Besetzung von Kestemper in der Titel-

rolle und Elisabeth Feige als „Doña Anna“, die im „Mienzi“ mit Bravour die „Zene“ gesungen hatte. Ein Mienzi aufgebaut von Chormännern. Es sollen etwa 400 Leute auf der Bühne gestanden haben. Mir ist der „Mienzi“ zu geräuschvoll. Das tobt und schmettert und dauert dazu sehr lang. Man sieht aber doch, wie die Oper keineswegs überlebt oder gar tot ist. Es hat nur die neue Produktion verjagt. Das Publikum lechzt nach seinen alten Opfern. Stuttgart hat sich sogar an die erste Wagner-Oper „Die Feen“ gewagt. Die Münchner in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts vergeblich zum Leben zu erwecken suchte. Keine Frage. Das Publikum widerstrebt der modernen Oper, obwohl man doch tatsächlich mit der Laterne den Komponisten sucht, dessen Musik die Zuschauer dauernd fesseln kann. Es geht mit der Musik wie mit der gar zu betonten Sachlichkeit. In München wird der Schrei nach dem Ornament wieder laut. Ich denke, sowohl die Musik wie die Verzierung werden einmal wieder da sein, wenn sie als echter Ausdruck der Zeit gelten können.

Berausender Wohlklang der Musik im „Don Giovanni“, obwohl ich mir die Einheit zwischen dem entzückenden Musikraum des Residenz-Theaters und dem Werk stärker vorgestellt hätte.

Von Weihnachtsansagen fallen diejenigen der Briener Straße ganz besonders auf. In einem Laden ein verzierter Baum, zahlreiche Lampen und alle möglichen anderen Dinge. Eine zweite Auslage zeigt förmliche Baumfontänen. Silber und Rot sind die beherrschenden Farben. Was würde mich heute aber von den niedlichen Dingen zum Kauf locken? Im Grunde sind es fast lauter Überflüssigkeiten, so reizend die Säckelchen sich zum großen Teil ansehen. Ich frage mich nur, wer in diesen ersten Zeiten den Sinn dafür hat, diese „bibelots“ zu erwerben, was natürlich nicht hindert, daß ich den Geschäften den allerbesten Erfolg so großer und guter geschnadter Darbietung wünsche.